Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 112 (1992)

Artikel: Der Brandstifter von Auslikon : eine wahre Geschichte der Jahrhundertwende

Autor: Schneider, Ferdinand / Studer, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985256

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Brandstifter von Auslikon

Eine wahre Geschichte der Jahrhundertwende. Verfasst aus eigenem Erleben 1951 durch Ferdinand Schneider, hg. von Frau Pfarrer F. Studer.

I.

Es war am 25. November des Jahres 1896 am Katharinatag, dem Namenstag meiner Mutter und am Vorabend des Ustemer Jahrmarktes. An diesem Tag war es selten schön um diese Jahreszeit. Bis gegen Abend schien die Sonne hell und freundlich. Doch dann wogte ganz plötzlich eine Nebelmasse vom Riedt heran und legte sich unheimlich – dunkel und kalt über die Gegend des Pfäffikersees. Meine Schwestern kamen soeben aus dem Geschäft heim. Etwas müde nach elfstündiger Arbeit, setzten sie sich zu den andern Geschwistern an den Tisch und assen schweigend ihr Abendbrot. Doch da brach die älteste Schwester das Schweigen:

«Ich glaube, es gibt gewiss ein Unglück. Ein kohlrabenschwarzer Hund ist mir nachgerannt und hat mich laut angebellt, gleich als frohlocke er über das Unheil, das mir widerfahren wird.»

Der Schwester Augen leuchteten seltsam dunkel und fremd. Ein schallendes Gelächter der Geschwister war die Antwort. Ich sah meine Schwester an und musste an alte, dumme Leute denken, die in früheren Jahren beständig in Furcht vor bösen Geistern und dergleichen gelebt hatten und sich die schauerlichsten Geschichten darüber erzählten. Nein, woher sollte uns ein Unglück drohen! Mein Vater hatte die Erzählung schweigend mitangehört. Nun schüttelte er den Kopf. «Kind, du bist müde, schau, dass du beizeiten ins Bett kommst». Mein Vater war Besitzer eines kleinen Bauerngüetli, zum Schöppli genannt. Er besass eine Kuh, zwei Rinder, ein Muneli, zwei Ziegen und war daneben noch Strassenwärter für Auslikon-Balm.

Es war die Gewohnheit meines Vaters, dass er, bevor er sich zur Ruhe legte, im Stalle Nachschau hielt, ob alles in Ordnung sei. So auch an diesem Abend. Sein Blick ruhte wohlgefällig auf den gesunden Tieren. Ja, das war sein Besitztum. Es war nur wenig, aber er liebte seine Tiere. Ja, seine Tiere! Leise schloss er die Stalltüre zu und ging zurück in das Wohnhaus, wo die kleinen Kinder schlafen gegangen waren. Auch er legte sich zur Ruhe und träumte noch ein wenig von dem, was er morgen tun werde. Die zwei ältesten Schwestern sassen noch in der Stube. Sie strickten sich an den Feierabenden Strümpfe oder nähten an Kleidern herum. Dazu sangen sie Lieder. Das gehörte so zu ihrem Feierabend.

Von irgendwoher schien ein Schatten in das Zimmer zu fallen. Zuerst war er zuunterst am Fensterrand, dann wanderte er ein wenig in die Höhe und blieb in dem Raume hängen. Die Schwestern beachteten den Schatten nicht. Doch, was war das? Jäh brach der so verträumte Gesang der beiden ab, und sie lauschten in die Nacht. Ja, etwas pochte an das Stubenfenster. Jetzt sahen sie den Schatten, der wie eine böse grinsende Fratze in dem Zimmer hing. Eine kichernde Stimme bat: «Amalie, geliebte gib mir ein wenig Most». Zu jener Zeit war es üblich, dass ein Bursche, wenn er ein Mädchen liebte, des Abends nach eingebrochener Dunkelheit an ihr Fenster pochte und ein wenig Tranksame bettelte. Mochte ihn das Mädchen gut leiden, so folgte meistens ein verliebtes Kichern unter dem Fenster. O selige Romantik! Die Schwestern löschten das Licht aus und gaben damit dem Burschen zu verstehen, dass er ihnen gleichgültig sei. Ohne Licht konnten sie nicht arbeiten, also gingen sie schlafen. Amalie, die älteste, blickte noch durch ein Fenster ins Freie. In dem Zwielicht der Nacht sah sie einen Burschen an einem am Hause emporrankenden Baume zu Boden steigen. Sie vermutete, dass es Gottfried Gubler sei, der ihr schon lange nachstrich, für den sie aber keine Sympathie aufbringen konnte. Gubler war ein Rohling und arbeitsscheuer Mensch. Das konnte ihr jedermann in dem Dorfe sagen.

«Nein, Gubler gehe deines Weges und lass mich in Ruhe!» Amalie kleidete sich aus und kroch in ihr Bett. Doch was war das? Was tönte so unheimlich? Gewiss, die Nacht hatte viele Laute, aber das war kein vertrauter Ton, das klang so unheimlich fremd, liess einem das Blut in den Adern erstarren. Tanzte nicht jemand an den Wänden ihres Zimmers herum? Dummheiten, das konnte es nicht geben! Mit einem Sprung war sie beim Fenster. Sachte hob sie den Vorhang, denn ganz geheuer war ihr nicht. Blendend hell schossen Lichtstrahlen in ihr Zim-

Abbildung 1:

Auslikon 1991.

Abbildung 2:

Frohsinn Auslikon, wurde zwar in Brand gesteckt, konnte aber gerettet werden.

mer. Erschrocken riss Amalie das Fenster auf. Ja, ihre Scheune samt Stall brannte. Der Schreck schoss ihr lähmend in die Glieder. Nur einen Moment und dann schrie sie die Nachricht in die Nacht hinaus: «Unsre Scheune brennt!» Der Vater hatte den Ruf gehört. Nur mit Hose und Hemd bekleidet, stürmte er zur Scheune hinüber. Wie gierig die Flammen an dem Gebäude leckten! Ein Gedanke beherrschte den Vater, das Vieh zu retten. In wütender Hast riss er die Stalltüre auf. Da taumelte er zurück. Der Stall brannte bereits, und die Tiere hingen an den Ketten. Der Brand musste in der Futtertenne ausgebrochen sein. Der Vater rannte in das Haus zurück, um eine Axt zu holen, um damit die Löcher aufzuschlagen, an denen die Tiere festgemacht waren. Als er zurück kam, wurde er von unserem Nachbarn Gotthelf Jucker sowie Gottfried Gubler, Auslikon, festgehalten. Das Gebäude drohte jeden Moment einzustürzen. Das Vieh riss die Futterkrippe los und schleppte sie brennend nach. Gierig leckten die Flammen nach den Leibern der Tiere. Ein fürchterliches Geschrei und Getrampel ertönte aus dem Stalle. Die armen Tiere mussten bei lebendigem Leibe verbrennen. Da gab es einen Knacks. Beinahe lautlos sank die Scheune in sich zusammen. Ein riesiger Funkenregen stob in den nächtlichen Himmel. In dem Stalle war es totenstill. Der Tod hatte die armen Tiere von ihren Qualen erlöst. Die Trümmerstätte brannte so schaurig schön und seltsam. Entgeistert starrte mein Vater in das Flammenmeer. Er hatte sich an Händen und Gesicht stark verbrannt. Aber das war nicht das Schlimmste. Nein, er war über Nacht ein armer Mann geworden, denn nichts war gegen den Brand versichert. Anderntags wurde der Platz von der Feuerwehr geräumt und das verbrannte Vieh vergraben.

Statthalter Enderli und die Polizei von Pfäffikon nahmen ein längeres Verhör vor, kamen aber zu keinem Ergebnis. Zwei Kameraden der Strasse, welche sich in jener Zeit in unserer Gegend herumtrieben, wurden verhaftet, konnten sich aber ausweisen und kamen deshalb für die Brandstiftung nicht in Frage. Von jenem Burschen aber, der an demselben Abend an das Stubenfenster geklopft hatte, wurde der Polizei nichts gesagt. Es kann sein, dass er, als ihm die Schwestern das Licht auslöschten, sich in grimmiger Wut gesagt hat: «Wohlan, ihr habt mir das Licht ausgelöscht, nun will ich euch ein anderes anzünden!» Mein Vater baute im folgenden Jahre mit Hilfe wohltätiger Leute eine neue Scheune und erholte sich rasch wieder von diesem Schlage.

II.

Am 28. Oktober des Jahres 1898 wurde die Feuerwehr Auslikon-Balm unter dem Kommando von Jak. Rüegg zu einer Hauptübung aufgeboten. Nach der Übung zechten die Feuerwehrleute in den Wirtschaften. Die Männer sangen Lieder und waren sehr fröhlich. Es ging zu und her wie an einer Kirchweih. Der Wein erhöhte die ausgelassene Stimmung.

Da, um etwa 10 Uhr nachts, brüllten die Feuerhörner in das Dunkel und rissen die Feuerwehrleute aus ihrem Freudentaumel. Erschreckt stürzte jedermann auf die Strasse. Das Dorf war taghell erleuchtet. Haus und Scheune mit angebauter Bäckerei von Adolf Jucker brannten lichterloh. Die Feuerwehr musste sich darauf beschränken, das Vieh zu retten und das Nachbarhaus von Heinrich Jucker zu schützen. Einige Feuerwehrleute, allen voran Gottfried Gubler, drangen in das brennende Haus und retteten noch etwas Mobiliar. Gubler wagte sich noch in das Haus, als bereits Gefahr bestand, dass es jeden Moment zusammenstürzen konnte. Da, was war das? In der Bäckerei knallte es, gleich als platze Munition. «Vorsicht, in der Bäckerei hat es Munition!» riefen sich die Feuerwehrleute zu. Nein, das war es nicht. Es waren die Mehlsäcke, die von der Hitze platzten. Das brennende Haus kam in Bewegung. Eine ungeheure Funkenkaskade in den nächtlichen Himmel streuend, stürzte der gewaltige Bau in sich zusammen. Wild züngelnd fegten die Flammen himmelwärts, frassen die kläglichen Reste des einst so stolzen Baues zusammen. Einzig das Kamin war stehen geblieben, ragte wie ein Drohfinger in den nächtlichen Himmel, von den Flammen geisterhaft umzüngelt. Das Kamin musste von der Feuerwehr gestürzt werden. Irgendwo unter den Leuten sagte eine Frau: «Wenn ein Kamin bei einem Brand derart lange stehen bleibt, gibt es in kurzer Zeit einen neuen Brand». Wie ein böser Spuk schwebten diese Worte über dem Dorfe. Am folgenden Morgen war nur noch ein kläglicher Trümmerhaufen von dem einst so prächtigen Haus zu sehen. Herr Jucker, der sich durch Fleiss und Klugheit emporgearbeitet hatte, erlitt grossen Schaden, da alles zu wenig versichert war. Die Polizei fahndete erfolglos nach dem mutmasslichen Täter. Man konnte nur feststellen, dass der Brand im Schopf ausgebrochen war, in dem sich Streue befand. Die Türe war gewaltsam geöffnet worden. «Es ist nicht anders möglich, als dass sich der

Brandstifter in dem Gebäude gut ausgekannt hat. Ein Fremder kann es nicht gewesen sein», behauptete Adolf Jucker jun.

Begreiflicherweise war die Bevölkerung von Auslikon-Balm sehr aufgeregt und lebte eine Zeitlang in Angst. Das Dorf wurde während zwei Wochen von der Feuerwehr in der Nacht bewacht. Das beruhigte die erregten Gemüter wieder ein wenig. Adolf Jucker, Bäckermeister, baute im Jahre 1899 mitten im Dorfe Auslikon an der Hauptstrasse ein neues, prächtiges Wohnhaus und eine freistehende Scheune.

Am 15. März 1899, mitten in der Nacht, brüllten die Feuerhörner wieder. Es brennt in Unter-Balm! Geisterhaft war das stille Dörflein von einem mächtigen Feuer erleuchtet. Es schien, als würde das ganze Dorf brennen. Die Glocken von Pfäffikon läuteten Sturm. Von allen Orten brüllten dumpf die Feuerhörner. Die riesige Scheune von J. Bosshard samt den vier Wohnungen und Scheunen von H. Bachmann, Rud. Müller, H. Tobler und J. Lattmann standen in Flammen. Mit vier Leitungen wurde das mächtige Feuer bekämpft. Mit aller Anstrengung gelang es, das neben dem Brandobjekt stehende Wohnhaus von E. Weber zu schützen. Den Feuerwehrleuten gelang es, unter Einsatz ihres Lebens das Vieh aus den brennenden Ställen zu retten sowie etwas Fahrhabe. Sonst verbrannte alles. In kurzer Zeit war der riesige Holzbau bis auf den Grund niedergebrannt.

Man stellte Brandstiftung fest. Als Täter wurde der Hausbesitzer Rudolf Müller verdächtigt, der sich in jener Zeit in finanziell bedrängter Lage befand. Auch war in seinem Haus der Brand ausgebrochen. Aber Müller konnte als Täter nicht überwiesen werden. Seine Frau sagte bestimmt: «Vor Ausbruch des Brandes ist ein Mann vor dem Haus vorbeigegangen, ich habe seine Schritte gehört.»

«Es ist ein Brandstifter in unserem Dorf», sagte Gemeinderat Jucker zu seinen Mitbürgern. «Es ist unmöglich, dass Rudolf Müller den Brand gelegt hat. Es muss der gleiche Schuft sein, der auch mein Haus angezündet hatte».

Nach einiger Zeit wurde es wieder ruhig in unserer Gemeinde. Man hatte den Brand in Unter-Balm vergessen. J. Bosshard baute auf dem Brandplatz in kurzer Zeit eine neue Scheune. Die andern Brandgeschädigten zügelten von Unter-Balm weg.

Im April des Jahres 1900 hatten die Bauern von Auslikon-Balm im «Frohsinn» Milchgant. Es war an einem Samstagabend. Dem Senn H. Rütsch wurde die Milch für ein weiteres Jahr zugesprochen. Er be-

wirtete seine Milchlieferanten mit Käse und Wein. Eine Musik sorgte für Unterhaltung. Man tanzte, und es herrschte ein Betrieb wie an einem Fest. Am andern Morgen ging die Kunde durch das Dorf: «Es ist Feuer gelegt worden an der Scheune des Frohsinns». Das Feuer hatte glücklicherweise zu wenig Nahrung gefunden und war wieder erloschen. Alle Gäste, die zuletzt in der Wirtschaft gewesen waren, wurden von der Polizei aufs Genaueste verhört. Aber es war umsonst, keiner der Verhörten konnte überwiesen werden. «Ein Bauer kann es niemals gewesen sein, der den Brand gelegt hat, es muss der gleiche Schuft gewesen sein, der die andern Häuser angezündet hat. Ein Bauer zündet niemals des andern Heimstatt an», sprach Adolf Schellenberg zum Polizisten. Alle Nachforschungen nach dem Täter waren erfolglos. Angst und Aufregung ergriff die Leute. Besonders die Landwirte fühlten sich unsicher. Manch einer kaufte sofort einen Hund. Es war zum Verzweifeln. Auf geheimnisvolle Art begann es zu brennen. Man fand den Täter nicht. Stündlich musste jedermann damit rechnen, dass seine eigene Wohnstätte in Rauch und Flammen aufging. Ja, was kroch der Tenne entlang? War das nicht Rauch? Der Schreck fuhr dem Menschen lähmend in die Glieder. Halb besinnungslos vor Angst rannte er auf die Stelle zu. Wo war das Unheil? Es war wie verschluckt und war nirgends zu sehen. War das nicht auch so mit dem Brandstifter? Er war an allen Orten und doch nirgends. Der gesehene Rauch war ein Sonnenstrahl, der verträumt in dem Raume herumwanderte.

III.

Im Frühling des Jahres 1901, anfangs März, verheiratete sich Gottfried Gubler jun. mit Fräulein Martha Meier von Bussenhausen, einer sehr netten Tochter. Er wohnte bei seinem Vater und arbeitete als Geleisearbeiter an der Bahn.

Am 20. April 1901 wurde Frau Gubler nach dem Kantonsspital Zürich überführt. Eine schwere Geburt stand der jungen Frau bevor. Am 28. April wurde ihr Mann Gottfried Gubler vom Spital Zürich ans Telephon gerufen. Man teilte ihm mit, dass er sofort nach Zürich kommen solle, da seine Frau am Sterben sei. Gubler zog die besten Kleider an und

ging Richtung Wetzikon davon. In dieser Nacht, am 29. April 1901, brannten Haus und Scheune von Vater Gottfried Gubler, Förster, ferner die Wohnhäuser von Familie Bosshard und Robert Weber, Schuhmacher, und die mächtige Scheune von Gottlieb Wolf, alles aneinander gebaut, bis auf den Grund nieder. Von dem gewaltigen Feuer war die ganze Umgebung taghell erleuchtet, sogar der Balmerberg. Einer der grössten Häuserblocks, wenn nicht gar der grösste des Dorfes, brannte. Die Hitze war derart gewaltig, dass die herbeigeeilten Feuerwehrleute nichts ausrichten konnten. In das geisterhafte Flackern des Feuers, in das Prasseln der Flammen mischte sich das erregte Tuten der Feuerhörner. Es klang wie ein hilfloser Schrei, ausgestossen in höchster Not. Von überall her ertönte das Sturmgeläute der Kirchenglocken. Das Dorf schien einem Hexenkessel zu gleichen. In all dies Toben mischt sich das fürchterliche Schreien der Kühe von Gottfried Gubler, die nicht mehr ins Freie gebracht werden konnten und in dem Stalle elendiglich verbrannten. Gottlieb Wolf konnte mit Not sein Vieh und etwas Fahrhabe retten. Die Familien Weber, Bosshard und Gubler konnten nichts retten, alles verbrannte ihnen. Am Sonntagmorgen wurde, was nicht verbrannt war, von der Feuerwehr niedergerissen, die verkohlten Tierleichen schleppte man auf eine Wiese, ein fürchterlicher Augenblick! Auch die Bäume rings um den Brandplatz waren von der grossen Hitze verbrannt. Die auswärtigen Feuerwehren und die Hunderte von Zuschauern, welche den Brandplatz umlagert hatten, zogen in der Morgenfrühe wieder davon.

Da, um etwa 11 Uhr vormittags, erschien Gubler junior von Zürich her auf dem Brandplatz. Sein Vater führte ihn zu den verkohlten Tierleichen. Bei dessen Anblick begann der Junge zu weinen. «Jetzt habe ich alles verloren. Meine liebe Frau ist im Spital gestorben, und meinem Vater zünden sie das Haus an. Jetzt habe ich keine Frau und keine Heimat mehr».

Alles hatte tiefes Mitleid mit Vater und Sohn Gubler, da sie zweifach vom Unglück getroffen waren. Statthalter Enderli und die Polizei von Pfäffikon fahndeten vergebens nach dem Täter. Man konnte nur feststellen, dass der Brand in der Futtertenne von Gottfried Gubler ausgebrochen war. Von den Hausbewohnern konnte man niemanden verdächtigen, da alle durch den Brand zu grossem Schaden gekommen waren. «Ein Fremder ist es niemals gewesen, der den Brand gelegt hat. Es muss der gleiche Schuft sein, der die anderen Häuser angezündet hat», be-

hauptete David Egli. «Es ist ein Brandstifter in unserem Dorf.» Die Bewohner lebten erneut in Angst und Bange. Die Besitzer von Gebäude und Mobiliar liessen alles besser versichern, denn keiner wusste, in welcher Nacht das Seine in Rauch und Flammen aufging. Nach einigen Wochen beruhigten sich die Leute wieder. Vater Gubler kaufte ein anderes Bauerngüetli im Unterdorf Auslikon. Robert Weber zog in eine andere Wohnung, und Gottlieb Wolf baute auf dem Brandplatze eine neue, mächtige Scheune.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli 1901 fing in Oberbalm ein Hund zu heulen an und wollte nicht mehr aufhören. Frau Schoch in Balm versicherte, wenn ein Hund derart heule, so gebe es in kurzer Zeit ein Unglück. Es war mitten in der Nacht. Gellend laut hörte ich meinen Vater rufen: «Es brennt wieder in Auslikon. Kommt und seht, das halbe Dorf steht in Flammen!» Wie irrsinnig läuteten die Kirchenglocken der umliegenden Dörfer Sturm. Die Feuerhörner brüllten wild in die Nacht hinaus. Kommandos flatterten in das Toben des Feuers. Die Feuerwehren von Pfäffikon und Wetzikon kamen der von Auslikon zu Hilfe. Die zwei Dreifamilienhäuser von Gottlieb Wolf, Fam. Freiburghaus, H. Bosshard, ferner das Wohnhaus von Heinrich Tobler, Ed. Albrecht und Jak. Pfister, samt den Scheunen, standen in Flammen. Mächtige Rauch- und Feuergarben schossen in den nächtlichen Himmel, gleich als stammten sie aus einem Vulkan. Der grossen Hitze wegen konnten die Feuerwehren den Brand nicht wirkungsvoll bekämpfen. Sie mussten sich darauf beschränken, die umstehenden Wohnhäuser von Alb. Fischer und H. Jucker zu retten, denn das Feuer fand in den Holzbauten reiche Nahrung und griff rasch um sich. Besonders Fam. Albrecht wurde hart betroffen. Sie konnte sich, nur mit den Bettkleidern angetan, retten. Am andern Morgen waren die stolzen Bauten nur ein Trümmerhaufen. Die auswärtigen Feuerwehren verliessen morgens um fünf Uhr den Brandplatz unter bester Verdankung durch den Ausliker Kommandanten. Scharen von Neugierigen umstellten den Brandplatz und sprachen über die Ursache des Brandes. Es kam nur Brandstiftung in Frage. Polizei und Statthalteramt fahndeten eifrig nach dem mutmasslichen Täter. Sie nahmen Verhöre vor. Aber es war alles umsonst. Es war unmöglich, den Täter zu ermitteln. Es war nun die Gewissheit der Dorfbewohner, dass der Brandstifter unter ihnen sein musste. Jäh glomm die Wut der Verzweiflung in den Leuten hoch. Wer mochte der Täter sein? Die Nachbarn begannen einander zu misstrauen, jeder beobachtete den an-

dern. Wehe dem Verbrecher, wenn er erwischt wird. Die Leute lebten in Angst und Schrecken. Ein Ungeist war in das stille Dörflein eingezogen. Wie eine grinsende Fratze schwebte das Gespenst des Brandstifters in dem Dorfe. Er musste unter den Leuten sein. Sie mussten ihm tagtäglich begegnen, aber kannten ihn nicht. Ja, wahrscheinlich grüssten sie diesen Schuft jeden Morgen, spassten vielleicht noch ein wenig mit ihm. Ja, und am gleichen Abend konnte er ihnen das Haus anzünden. Keiner traute dem andern mehr. Ein jeder nahm ein Seil in sein Schlafzimmer, um sich daran retten zu können, denn er musste jeden Tag damit rechnen, dass sein Haus in Flammen aufging, gleich wie ein Soldat damit rechnen muss, dass er im Kriege verwundet wird oder gar fällt.

Gottlieb Wolf, der zum zweiten Male innert kurzer Zeit vom Brandunglück betroffen worden war, baute auf dem Brandplatze nach kurzer Zeit ein neues, prächtiges Wohnhaus, eine Zierde des ganzen Dorfes. Ed. Albrecht baute an der Strasse nach Kempten ebenfalls ein neues Wohnhaus mit Scheune. Heinrich Tobler erbaute am Rande des Rappenholzes ein Zweifamilienhaus. Freiburghaus erbaute am Rande des Dorfes nach Kempten ein Wohnhaus, später eine Scheune. Fam. Pfister mietete eine Wohnung bei Fam. Schellenberg. Fam. Bosshard zog weg nach Kempten. So ordneten sich die Dinge nach jedes eigenen Plan.

Kaum hatten sich die Bewohner von Auslikon vom ersten Schreck erholt, ertönten die Feuerhörner wieder. «Es brennt in Hermatswil! Das Ganze Dörflein ist in Gefahr!» Die Feuerwehren von Pfäffikon, Irgenhausen und die Spritze von Auslikon wurden um Hilfe angerufen. In kurzer Zeit war die letztere Mannschaft mit ihrer neuen Spritze auf und davon. Gottfried Gubler, der nicht der Spritze zugeteilt war, schwang sich ebenfalls auf dieselbe, sprang aber bei der Kiesgrube Irgenhausen wegen Unwohlseins wieder ab. Die Spritzenmannschaft machte Halt bei der Mühle Pfäffikon. Die Frau des Feuerwehrkommandanten teilte den Mannen mit, dass es nicht mehr nötig sei, dass sie nach Hermatswil gingen, die grösste Gefahr sei vorbei. Wachtmeister Hermann Wild machte Kehr mit seinen Leuten und fuhr nach einem Trunke wieder Auslikon zu. In derselben Nacht, etwa um drei Uhr morgens, wurde Feuer gelegt hinter dem Hause von Heinrich Jucker in Auslikon. Frau Fischer, Nachbarin von Fam. Jucker, die einem schreienden Kinde Nachschau hielt, sah den Brand und machte sofort Alarm. Gottlieb Jucker Sohn konnte mit Hilfe einer Schaufel das Feuer zerschlagen. Nur einige Minuten später, und die Flammen hätten den Heustock ergriffen,

und das ganze Gebäude wäre wahrscheinlich ein Raub der Flammen geworden.

Anderntags wurde die Tat ruchbar; eine fürchterliche Erbitterung griff um sich, besonders bei den Feuerwehrleuten. Es wurden Wachen gestellt, Razzien gemacht, bei Nacht von der Polizei alles genau untersucht, aber nichts führte auf die Spur eines mutmasslichen Täters. Man fischte im Trüben, wusste nicht, war der Täter gar unter den Feuerwehrleuten und hielt Wache, oder war es doch ein auswärtiger Schurke. Es wurde immer unheimlicher zum Wohnen in dem Dorfe. Die Leute schworen sich, wenn sie den Täter erwischen würden, ihn gleich zu erschlagen. Ja, es war zum Verrücktwerden. Die Leute mussten von morgens früh bis abends spät arbeiten. Legten sie sich zur Ruhe, so mussten sie damit rechnen, dass ihr Haus plötzlich in Flammen aufging.

Nach einigen Tagen fing der Hund in Oberbalm wieder zu heulen an, ja, es bedeutete ein Unglück. In selber Nacht brannte es ausnahmsweise nicht in Auslikon, sondern in Erlosen-Hinwil ging ein Doppelwohnhaus in Flammen auf. Der Himmel war weithin gerötet. Die Kirchenglocken von Wetzikon und Hinwil läuteten Sturm. Es lag böswillige Brandstiftung vor, doch von dem Brandstifter fehlte jede Spur. Es gelang nie, ihn zu ermitteln. Am 23. Juli des Jahres 1901 war es warmes, herrliches Sommerwetter. Mein Vater und ich fuhren mit Vieh und Wagen ins Riedt hinunter, um Torf zu holen. Unterhalb des Dorfes gesellte sich Gottfried Gubler jun. zu uns auf den Wagen. Er hatte den gleichen Weg und wollte Torf rüsten. Die beiden Männer, mein Vater und Gubler, sprachen unter anderem von den letzten Feuersbrunsten. «Hast deine Sachen gut versichert?», fragte Gubler meinen Vater. Der nickte mit dem Kopfe. Gubler sprach weiter:

IV.

«Den Brandstifter sollte man bei der Tat erwischen und ins Feuer werfen, dass er so schwarz würde wie das verbrannte Vieh meines Vaters».

Darauf meinte Vater Schneider zu Gubler: «Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht. Hoffentlich gelingt es bald, den Täter zu fassen, der mit seinem Tun die nähere und weitere Umgebung in Angst und Aufregung versetzt».

Ich betrachtete Gubler von der Seite. Ein leichter Schauer durchlief mich. Gublers Mund verzog sich zu einem teuflischen Lächeln, dabei standen seine Ohren weit vom Kopfe ab, und seine graublauen Augen leuchteten seltsam.

Mit einem eleganten Sprung stieg Gubler von unsrem Wagen. Er war bei seinem Arbeitsort angekommen. Wir mussten noch einige hundert Meter weiter fahren, dann waren auch wir bei unsrem Arbeitsfeld.

Zwei prächtige Störche spazierten im Moor herum und machten Jagd auf Frösche. «Schau, das ist das Storchenpaar, welches auf dem Pfarrhaus in Wetzikon seinen Sitz hat», belehrte mich mein Vater. Wir spannten die Kühe vom Wagen und begannen, ihn mit Torf vollzuladen. Ich machte ein kleines Feuerlein, um die Insekten zu vertreiben. Eine mächtige Rauchschwade fegte über das Riedt auf uns zu. Sie kam von dem Feuer her, das sich Gubler angezündet hatte, um die Insekten zu vertreiben. Aber er hatte ein mächtiges Feuer entfacht, hatte ein halbes Fuder Streue in Brand gesteckt. Leise schwebte eine Melodie über das Riedt, ja, es läutete Vesperzeit von den Kirchen in Wetzikon, Seegräben und Pfäffikon. Ich holte den Zabigkorb. Mein Vater und ich setzten uns hinter einen Strauch und assen unsern Imbiss, der aus Speck, Käse, Brot und Most bestand.

Von Robenhausen her kam ein älterer Mann über das Riedt auf uns zu. «Grüss Gott Schneider, habt ihr nichts mehr gefunden beim Torfstechen?» «Nichts wichtiges, Herr Messikommer!» Es war Dr.h.c. Messikommer, der berühmte Urgeschichtsforscher. Mein Vater kramte einen Stein hervor, der die Form einer Axt hatte und überreichte ihn Herr Messikommer.

Der nickte mit dem Kopfe. «Ja, es ist eine Steinaxt. Ich kaufe euch den Fund ab und gebe einen Fünfliber dafür».

«Der Stein hat keinen Wert für mich. Sie können ihn behalten». Herr Messikommer drückte meinem Vater ein blankes Fünffrankenstück in die Hand, trank noch ein Glas Most und verschwand dann rasch, Richtung Wetzikon.

Wir spannten die Kühe an den Wagen und fuhren los, denn es war fünf Uhr und Zeit zum Heimgehen. Wir kamen an Gubler vorbei, der soeben sein Geschirr zusammenräumte und mit uns zurück ins Dorf kam. Er jammerte etwas über die Hitze des heutigen Tages und sprach im Weitergehen, dass er zu Hause noch einen Wagen Torf abladen müsse.

Ja, es war heiss heute. Deshalb wich ich vom Wege ab und wanderte dem Strandbad zu, wo mir ein kühles Bad winkte. Viele Leute schwammen herum und freuten sich an dem nassen Element. Ja, wie wundervoll es war, sich in das nasse Elemente gleiten zu lassen, sich die Hitze und Unrast des Tages gleichsam abzuwaschen. In seinen Wellentälchen spiegelten sich die Sonnenstrahlen, so dass es wunderbar funkelte.

Es war abends 7 Uhr, als ich wieder ans Ufer zurückschwamm. Damals gab es noch keine Badehütten, wir Burschen kleideten uns hinter den Gebüschen um. Frohgemut wanderte ich durch das irisierende Leuchten des Sommerabends dem Dorfe zu. Plötzlich rief eine Frau: «Um Himmels willen, es brennt in Auslikon!» Dort, mitten im Dorf stieg Unheil verkündend eine dünne Rauchsäule in das Erzblau des Himmels. Die Rauchsäule wurde immer grösser, wurde in wenigen Augenblicken zum brausenden Orkan. Es knallte in dem brennenden Gebäude. Ziegel flogen in die Luft. Eine schwarzrote Feuergarbe schoss gegen den Himmel, verkündigte den Sieg des Feuers wider die Menschen. Ja, das Feuer ist etwas, ohne das wir Menschen nicht gut leben können. Kann es sich jedoch unserer Kontrolle entziehen, so wird es zum rasenden, alles vernichtenden Orkan. In dem Dorfe wurde es lebendig. Von allen Orten her rannten die Leute wie toll auf die Brandstätte zu. Die Feuerhörner tuteten wie wild in den klaren Abend hinaus, riefen die Feuerwehrleute zu Hilfe aus Stall und Feld. Ich rannte, was ich nur vermochte, dem Dorfe zu (ich war damals zwölfjährig). Wie toll geworden, kam mir beim Bahnübergang eine Kuh entgegen. Ich fing sie ein und übergab sie einem Feuerwehrmann. Die Kuh gehörte Schreinermeister Hartmann, dessen Haus und Scheune samt Werkstatt in Flammen standen. Am gleichen Gebäude waren die Wohnhäuser und Scheunen von Gottfried Gubler, Regula Jucker und Herrn Ehrismann angebaut. Alles wurde ein Raub der Flammen. An eine Rettung war nicht mehr zu denken. Wie wild rannten die Leute in die brennenden Gebäude, um Vieh und Fahrhabe zu retten. Bei den Rettungsmannschaften zeichnete sich Gottfried Gubler jun. besonders aus. Er war bei Ausbruch des Feuers in der Sennerei gewesen. Er drang in die Wohnstuben und Schlafzimmer seines brennenden Hauses und schaffte heraus, was er nur erreichen konnte. Er warf noch Bettstücke und Kleider aus den Fenstern heraus, als bereits der Dachstock zusammengestürzt war. Gubler konnte sich vor dem rasenden Feuer nur dadurch retten, dass er aus dem Kammerfenster auf den Platz hinunter sprang. Das Feuer hatte den ganzen Bau

ergriffen und raste wie toll, frass in unersättlicher Gier nach dem Holzbau.

Es herrschte eine wahre Gluthitze um das brennende Haus. Alles wich von dem Brande weg, denn die Hitze war nicht mehr zu ertragen. Das Haus des Feuerwehrkommandanten Jak. Rüegg drohte von den Flammen ebenfalls ergriffen zu werden. Es stand nur etwa 5 Meter vom Brandobjekt entfernt. Die zwei erprobten Wendrohrführer Emil Schmid und Adolf Schellenberg gaben nicht nach. Jedesmal, wenn das rasende Feuer auf den Giebel des Hauses übersprang, gelang es ihnen, dasselbe zu ersticken. Die beiden tapfern Männer mussten mit nassen Säcken gegen die Gluthitze des Feuers geschützt werden.

Plötzlich entstand eine Aufregung unter den Feuerwehrleuten. Schreinermeister Hartmann, Chef der Spritze, eilte wie toll geworden hinter sein brennendes Haus. Er hatte dort seinen Nachbarn Gottfried Gubler gesehen. Wie ein wildes Tier ging er auf Gubler los, fasste ihn am Kragen und schüttelte Gubler, dass dem Sehen und Hören verging. «Du hast mein Haus angezündet, du elender Schuft! Es war niemand zur selben Zeit in dem Haus als du. Du bist auf den Heustock gestiegen, dort hast du ein Brett weggerissen von der Wand und hast auf meinem Heustock Feuer gelegt. Jetzt erinnere ich mich. Wie von ferne hörte ich das Knacken des Brettes und das Knirschen der Nägel. Du bist der Brandstifter von Auslikon!»

Gubler wurde totenblass. Er konnte nichts entgegnen. Welch ungeheure Anschuldigung, er der Brandstifter von Auslikon? War das nicht der gereizten Stimmung der letzten Zeit entsprungen? Keiner traute dem andern mehr. Nun stand jemand da, den man verdächtigte, ja, man glaubte, in ihm den Brandstifter gefunden zu haben. Schlechtes glaubte man sofort, das setzt sich rasch durch. David Egli und J. Rütsch zur «Sonne», beide handfeste Bauern, verabreichten Gubler eine Tracht Prügel. Die beiden Männer waren derart wütend, dass sie Gubler ins Feuer werfen wollten. Aber die Hitze war zu gross. «Verbränned de Cheib!», rief Schuhmacher Weber mit heiserer Stimme. «Er soll so schwarz werden wie das verbannte Vieh seines Vaters». Gubler, der aus Mund und Nase blutete, gab einige Schreie von sich und sank zusammen. Jetzt kam die freiwillige Feuerwehr von Kempten mit Spritze und Schlauchwagen im Schuss auf den Brandplatz gefahren. «Verbränned de Cheib!», rief Schuhmacher Weber zum zweiten Male. Er selber konnte Gubler nicht ins Feuer werfen, denn er trug von einem Unfall von der letzten Feuers-

brunst her den linken Arm in einer Schlinge. Im selben Moment wollten Rütsch und Egli Gubler ins Feuer werfen. Feuerwehrmänner von Kempten stürzten sich auf Gubler, rissen ihn an Händen und Füssen vom Feuer weg und brachten ihn in Sicherheit. Gubler wurde in ein Nachbarnhaus getragen und von dort mit einem Wagen von der Polizei nach Pfäffikon gebracht.

Die Feuerwehr von Kempten, die etwas spät erschienen war, musste nicht mehr in Aktion treten, denn die grösste Gefahr war vorbei. Das Haus des Feuerwehrkommandanten Rüegg-Rütsch war dank der tapfern Strahlrohrführer gerettet. Als sich der schneidige Chef der Spritze meldete, sprach Adolf Schellenberg etwas giftig zu ihm: «So, chömed er au efangs?» Weber blieb die Antwort nicht schuldig. «Ihr müend snächscht mal nu brichte, wenn er wider eis anzünded, dänn schtellet mers Fürgrät scho am Abig verusse, dänn simmer na vor eu da!»

Von allen Seiten her kamen Leute nach Auslikon und umlagerten den Brandplatz. Wie ein Lauffeuer verbreitete es sich: «Der Brandstifter von Auslikon ist verhaftet!» Alles atmete erleichtert auf. Besonders die Einwohner von Auslikon-Balm. Unsre Feuerwehr arbeitete die ganze Nacht hindurch, bis das Feuer erstickt war. Am Morgen wurden die noch stehen gebliebenen Ruinen dem Erdboden gleichgemacht.

«Das ist der letzte Brand in unsrem Dorf», sprach Gemeinderat Jucker tröstend zu den Brandgeschädigten. «Gubler ist bestimmt der Brandstifter. Ich hatte ihn schon lange im Verdacht, beruhigt euch.» Vater Gubler, dem sein Haus zum zweiten Male angezündet worden war, verliess gebrochen den Brandplatz. «Entsetzlich für einen Vater: Einziger Sohn und derart schlecht geraten», sprach Leo Lieber, Wirt zum «Frohsinn» Auslikon.

Gubler, der vermutliche Brandstifter, kam nach kurzer Zeit wieder zu sich. Er stritt jede ihm zur Last gelegte Brandstiftung energisch ab.

«Ich bin unschuldig und habe ein gutes Gewissen. Ich glaube eher, Schreinermeister Hartmann hat das Haus angezündet. Als der Brand ausbrach, bin ich mit der Milch in der Sennhütte gewesen. Wie sollte ich da das Haus angezündet haben?»

Schreinermeister Hartmann wehrte sich dagegen und erklärte bestimmt: «Gubler hat ganz sicher den Brand gelegt. Zu jener Zeit war niemand als er in dem Hause. Er ist auf den Heustock gestiegen, hat die Wand aufgerissen und den Brand auf meinem Heustock gelegt». «Aber mit was denn? Hätte er das Heu angezündet, wäre der Brand schon

sichtbar gewesen, ehe er das Haus recht verlassen hätte.» «Nein, ich hörte das Knacken des weggerissenen Brettes. Nach einiger Zeit verliess ich die Werkstatt, um nachzuschauen, was los sein könnte. In diesem Moment kam mein Sohn Rudolf mit einem Karren Gras in die Tenne gefahren. Plötzlich schrie er: «Verdammt noch einmal, es brennt auf unsrem Heustock!» Wie wild rannten wir auf das Feuer los und konnten es mit Mühe ersticken. Aber oh weh, auf der anderen Seite der Scheidewand rasten die Flammen in die Höhe, der ganze Heustock von Gubler brannte. Ehe wir uns recht besinnen konnten, schlugen die Flammen oben zum Dach hinaus. Das Feuer griff mit rasender Schnelligkeit um sich, und in kurzer Zeit stand alles in Flammen. Es kann sein, dass Gubler eine brennende Kerze auf den Heustock gestellt hat, in der Berechnung, dass der Brand erst zum Ausbruch komme, wenn er in der Sennhütte sei. Herr Statthalter, so wahr ein Gott im Himmel ist, so wahr ist es, dass Gubler der Brandstifter ist». Gubler schlotterte am ganzen Leibe. Ein teuflisches Lächeln kam aus seinem Munde. «Meine Herren, das, was ihnen Hartmann sagt, ist eine gemeine Lüge. Er ist der Brandstifter. Mich wundert nur, wieso man mich hier gefangen hält.»

Aber die Polizei dachte anders. Gubler wurde stark gefesselt in die Zelle zurückgebracht. Als ihm am andern Morgen der Wärter das Essen in die Zelle brachte, flehte Gubler: «Bitte, lösen sie mir die Fesseln, gerne will ich bekennen». Die Hände von Gubler waren blau angeschwollen. Man entsprach Gublers Wunsche, führte ihn aber sofort zu einem Verhör. Gubler gab zu, den Brand auf Hartmanns Heustock gelegt zu haben. «Ich habe vier Zündhölzer gebraucht, bis das Heu richtig brannte. Nachher bin ich sofort mit der Tanse am Rücken in die Sennerei gelaufen.»

V.

In einem langen Verhör in die Enge getrieben, gab Gubler auch zu, den Brand in Albrechts Scheune gelegt zu haben. Dieser Brand entwickelte sich zu einem Riesenfeuer. «Aber an diesem Brande bin ich nicht alleine schuldig.»

«Albrecht, der sich in finanziell bedrängter Lage befand, hatte mich dazu angestiftet, denn sein Haus war gut versichert.» Albrecht wurde

daraufhin sofort verhaftet und gefesselt nach Pfäffikon geführt. Am andern Tage jedoch musste man ihn wieder freilassen, da es schien, dass Albrecht im Kopfe nicht mehr recht war. Nach einigen Tagen wurde Albrecht aufs neue in der Sonne Auslikon verhört. Er konnte seine Unschuld nicht genau beweisen. Einige Bürger von Auslikon drohten Albrecht zu verprügeln, liessen jedoch auf Anhalten der Polizei davon ab. «Albrecht ist unschuldig.» Gubler hatte das ganze Haus von Albrecht ausspioniert. Auch kannte er dessen Familienverhältnisse gut, da er häufig bei Albrecht war. Aber Albrecht wurde noch einige Male verhört. Er beteuerte seine Unschuld wieder. Auch konnte kein Zeuge gegen ihn aussagen. Albrecht war soweit als anständiger Bürger geachtet. Man musste ihn schliesslich als unschuldig betrachten.

Gubler wurde aufs neue verhört. Statthalter Enderli sprach eindringlich auf ihn ein, die Wahrheit zu sagen. «Wenn Sie weiter so leugnen, werden wir Ihnen die Fesseln wieder stärker anlegen!» Gubler wurde ganz weiss beim Gedanken, dass man ihm wieder die Fesseln enger anlegen könnte. Sein Gesicht nahm einen ehrlichen Zug an, und er gestand, Albrechts Haus allein angezündet zu haben, womit Albrecht völlig entlastet war. «Ich bin um Mitternacht in Albrechts Scheune geschlichen und habe dessen Heustock in Brand gesteckt. Nachher bin ich rasch nach Hause gerannt und habe mich mit den Kleidern ins Bett gelegt, denn bald musste ich ja aufstehen, um bei der Bekämpfung des Brandes mitzuhelfen.»

Am andern Tag wurde Gubler weiter verhört. «Sagen Sie einmal, Gubler, wie war es mit der misslungenen Brandstiftung am Hause Heinrich Jucker, dessen Sohn das Feuer ersticken konnte, ehe es grösseren Schaden anrichtete?» «Meine Herren, da bin ich völlig unschuldig. In selber Nacht brannte es in Hermatswil. Ich bin mit der Mannschaft der Spritze ausgerückt. Wie sollte ich da den Brand gelegt haben?» Man forschte nach, und da zeigte es sich, dass Gubler in Irgenhausen von der Spritze abgesprungen und wieder nach Auslikon zurückgekehrt war. Bahnwärter Bünzli hatte in jener Nacht Gubler gesehen und erkannt, als er, im Bahngeleise schreitend, nach Auslikon zurückkehrte. Herr Ehrismann, Nachbar von Gubler, bezeugte, dass er in fraglicher Nacht Gubler heimkommen hörte. Es war gegen Morgen. Gubler stand da wie ein armer Sünder. Wie konnte es nur möglich sein, dass man ihn an allen Orten gesehen und gehört hatte? Er konnte nur mit dem Kopfe nicken. «Ja, ich habe auch dieses Haus anzuzünden versucht».

Nach einigen Tagen der Ruhe kamen der Brand seines väterlichen Heimwesens, wo das Vieh verbrannte, ferner die angebaute Scheune von Gottlieb Wolf und die Wohnhäuser der Familien Weber und Bosshard zur Sprache. Gubler lächelte triumphierend. «Hier bin ich absolut unschuldig. Ich bin an jenem Abend mit der Bahn nach Zürich gefahren zu meiner totkranken Frau. Ich habe bei ihr die ganze Nacht zugebracht bis gegen Morgen, als sie starb. Nachher bin ich mit dem acht-Uhr-Zug nach Wetzikon gefahren. Da musste ich vernehmen, dass es wieder gebrannt haben soll in Auslikon. Ich eilte sofort in mein Dorf und musste zu meinem Schrecken feststellen, dass das Haus meines Vaters abgebrannt war». Sofort wurden die Aussagen Gublers überprüft. Man konnte feststellen, dass Gubler in fraglicher Zeit nicht in dem Spital gewesen war. Seine Frau starb, ohne ihren Mann gesehen zu haben. Portier, Arzt und Krankenschwestern bezeugten, dass Gubler erst etwa morgens um sieben Uhr im Spital erschienen war. Frau Gubler war jedoch morgens vier Uhr infolge Herzschwäche an der Geburt eines Knaben gestorben. Frau Bosshardt, Hausmieterin bei Gubler, erklärte, dass Gubler morgens zwei Uhr das elterliche Haus verlassen habe.

«Er muss wahrscheinlich mit dem Hute an die Hausglocke gestossen sein. Auf das Klingeln hin sprang ich sofort aus dem Bette und schaute in die Nacht. Wir waren in jener Zeit alle so nervös, dass wir auf das kleinste ungewohnte Geräusch reagierten. Nun, als ich hinaussah, sah ich Gubler, mit den Schuhen in der Hand, vom Hause weggehen».

Eine andere Zeugin, Fräulein Kuhn im Unterdorf, erklärte bestimmt, Gubler sei ca. morgens halb drei Uhr mit dem Velo an ihrem Hause vorbeigefahren. Zu jenem Zeitpunkt sei sie auf dem Abort gewesen und habe Gubler am Husten erkannt. Gubler gab schliesslich zu, erst am Morgen in dem Spital gewesen zu sein. «Ich habe den Zug verpasst. Die Nacht habe ich in Nachtlokalen in Zürich verbracht, deren Namen ich nicht mehr kenne. Die Aussagen von Frau Bosshardt und Fräulein Kuhn sind dummes Geschwätz.»

Hier mussten die Verhandlungen abgebrochen werden, denn Gubler konnte plötzlich nicht mehr sprechen. Von starkem Unwohlsein befallen, wurde er in seine Zelle zurückgeführt. Es herrschte eine drückende Hitze in dem Gerichtszimmer. Ein schweres Gewitter stand bevor.

Der Himmel verdunkelte sich rasch. Riesigen, vorweltlichen Tieren gleich, jagten schwarze Wolken heran. Aus ihnen zuckten Blitze, erhellten den ganzen Himmel, und plötzlich war das Gewitter, getragen von

einem äusserst heftigen Sturmeswind, da. Es blitzte und krachte Schlag auf Schlag. Regen, vermischt mit Hagelkörnern fiel in Strömen auf die Erde nieder. In das Wüten des Gewitters mischte sich das Tuten der Feuerhörner. Die Feuerwehr Pfäffikon musste für die Abwehr der gewaltigen Wassermassen, welche sich durch die Strassen ergossen, aufgeboten werden. Gegen Abend verzog sich die Wolkenmenge wieder. Mit glutrotem Schein verkündigte die Sonne die Neige des Tages. Herrlich erstrahlten die Berge im Abendsonnenschein.

Am andern Tag, es war der 7. August, nahm das herrliche Sommerwetter seinen Fortgang.

Am 8. August meldete der Bahnhofvorsteher der Station Aathal, Gubler sei in der Nacht vom 28. auf den 29. April 1901, als es in Auslikon brannte, mit dem Fünf-Uhr-Zug von Aathal nach Zürich gefahren.

«Gubler ist mit dem Velo gekommen. Sein Sonntagskleid war etwas nass und mit den Samen von Schilfgräsern behaftet. Ich habe ihm die Kleider noch einwenig gereinigt. Das eingestellte Velo von Gubler ist zwei Tage im Schuppen gestanden, ehe er es abholte, ohne den Ausweis abzugeben.»

Gubler wurde am 9. August nach der Station Aathal überführt. Die Aussagen des Bahnwärters lehnte er nicht ab. «Ich bin einmal mit dem Velo ins Aathal gefahren und bestieg den fünf-Uhr-Zug. Das war aber am 28. Mai gewesen. Ich habe dort eine Fahrkarte gelöst und bin mit dem Zug nach Zürich gefahren. Am andern Morgen bin ich dann von Zürich gekommen und habe das Velo abgeholt. Den Ausweis dafür habe ich abgegeben».

Die Aussagen von Gubler wurden vom Bahnwärter als Lüge bezeichnet. «Ich weiss noch mit Sicherheit, dass Gubler am 29. April, als es in Auslikon brannte, hier eingestiegen ist. Gubler war der einzige Fahrgast gewesen, welcher in dieser Frühe den Zug bestieg. Fritz Kern, Stationsgehilfe, der den Zug abfertigte, wird ihnen dies bezeugen können. Momentan arbeitet er auf der Station Wetzikon».

VI.

Man fuhr mit Gubler nach Wetzikon. Er war begleitet von Polizeikorporal Treichler und einem Polizisten.

Stationsgehilfe Kern sagte aus: «Ich weiss nur, dass an jenem Morgen ein Mann in den Zug gestiegen ist. Wie der ausgesehen hat, weiss ich nicht mehr».

Gubler wurde von den beiden Polizisten aufgefordert, die Wahrheit zu sagen. «Es nützt ihnen nichts mehr, weiter zu leugnen. Sie sind der Täterschaft an diesem Brande überwiesen.» Gubler, der wusste, dass ihm für diese Brandstiftung eine schwere Strafe bevorstand, stritt alles ab. «An diesem Brande bin ich absolut unschuldig. Man hat mich in eine Falle locken wollen. Die Aussagen des Bahnwärters sind erfunden.»

Gubler wurde vom Bahnhof Wetzikon, begleitet von den beiden Polizisten, nach dem Bezirksgefängnis in Hinwil überführt. Auf dem Bahnhofplatz in Unterwetzikon ereignete sich ein kleiner Zwischenfall. Gubler wurde von einigen Bauern erkannt als der Brandstifter, und sie wollten ihn verprügeln. Die Polizisten konnten nur mit grösster Mühe die Leute davon abhalten. Die Polizisten verschwanden rasch mit Gubler Richtung Schöneich, Bossikerried.

In Hinwil angekommen, bat Gubler die beiden Polizisten um ein Glas Bier. «Ich habe einen furchtbaren Durst. Geld habe ich noch bei mir.» Im Restaurant «Feldegg» wurde Gublers Wunsche entsprochen. Polizeikorporal Treichler nahm Gublers Geldtasche und leerte dessen Inhalt auf den Tisch. Mit dem Geld fiel ein gefaltetes Papier heraus. Neugierig öffnete es Treichler. Und was stand darauf? Es war der Entfangsschein für das Velo, lautend auf den 29. April 1901. Dieses Papier wurde Gubler zum Verhängnis. Die beiden Polizisten forderten Gubler energisch auf, ein Geständnis abzulegen, was nach kurzer Zeit geschah. Totenbleich und abgezerrt von den vielen Verhören und von Gott und aller Welt verlassen, gab der arme Sünder auch diesen Brand zu. Von diesem Brande legte Gubler ein genaues Geständnis ab:

«An jenem Abend, da ich den Bericht erhielt, dass meine Frau am Sterben sei, bin ich nach Robenhausen gereist. In der Wirtschaft «zum Rössli» habe ich einige Flaschen Bier getrunken. Im Lokal war niemand, der mich kannte. Zirka halb elf Uhr nachts bin ich wieder über das Riedt nach Auslikon zurückgelaufen. Zu Hause bin ich durch ein Fenster in mein Schlafzimmer gestiegen, ohne dass es mein Vater bemerkte, der etwas schwerhörig ist. Aber ich konnte nicht schlafen. Ich musste an meine arme Frau denken, und doch hatte ich Angst, zu ihr zu gehen und sie leiden zu sehen. Etwas war in mir, das mich drängte etwas grosses zu tun, etwas, das über den andern Menschen stand. Ja, ich schlich vollstän-

dig angekleidet in die Tenne. Ich entzündete eine Kerze und stellte sie vor den Futterkrippen ins Heu. Oh, diese kleine, schwache Flamme. Das Heu konnte erst zu brennen beginnen, wenn die Kerze bereits abgebrannt war. Listig funkelte das kleine Feuerlein, denn es war noch schwach und unbedeutend wie ich selber, aber ich wurde zu seinem Vater. Ich hatte dieses Feuer entfacht, es brannte für mich, würde bald davon zeugen, dass ich einen mächtigen Freund hatte. Rasch eilte ich nach der Tenne, mit den Schuhen in den Händen. Draussen zog ich sie an und fuhr mit dem Velo ohne Licht in das Riedt hinunter. Bei der ersten Brücke versteckte ich mich in die Streue und wartete voll freudiger Erwartung zitternd auf den Ausbruch des Feuers. Noch war es still in dem Dörflein. Doch dann sah ich etwas glimmen. Oh, es war nur ein kleiner unbedeutender Funke, der in die Nacht guckte. Nun aber wurde es rasch grösser. Ich erlebte das Wunder des Entstehens eines Feuers. Riesengross fegten plötzlich die Feuergarben in den Himmel. Nun begann es laut zu werden in dem Dörflein. Ich empfand eine innige Freude. Diese dummen Leute nannten mich einen Faulpelz, aber siehe, ich konnte sie plagen, konnte sie meine und meines Verbündeten Macht spüren lassen. Ich war in diesem Moment nicht mehr der faule, verschupfte Gubler, sondern der Schöpfer dieses Riesenfeuers. Herrgott, die Geister, die ich rief! Unheimlich fegten Feuergarben in den Himmel, verkündeten weit herum, dass hier etwas Ungeheuerliches passierte. Plötzlich packte mich die Angst. Ich konnte nicht mehr zusehen. Das Feuer war nicht mehr der grosse, kräftige Freund, nein, es war eine rasende Furie, war ein Dämon, vor dem ich mich fürchtete. Ich stieg auf mein Velo und fuhr davon, Richtung Aathal zu. Dort stellte ich mein Velo ein und fuhr mit dem ersten Zug nach Zürich zu meiner kranken Frau.»

Die Polizisten nickten mit dem Kopfe. Gublers Geständnis stimmte überein mit den Aussagen der Zeugen.

«Gubler, hören Sie einmal! Wissen Sie, dass die Bäckerei von Herrn Jucker abbrannte, samt seinem Wohnhaus? Ich glaube, Sie haben auch dieses Gebäude angezündet. Wenn Sie so ehrlich sind und uns die Wahrheit sagen, werden wir Ihnen die Fesseln lösen und noch einen Zabig zahlen.» In Gublers Gesicht arbeitete es. Nach einigem Zögern gab er auch diese Brandstiftung zu. «Ich hasste Herrn Jucker. Als ich einmal als Knabe einen Haufen Laub anzündete, kam Jucker und verprügelte mich. Das konnte ich ihm nie vergessen. Aus Rache habe ich ihm das Haus angezündet.»

Am andern Morgen, am 10. August, als der Gefängniswärter Gubler das Morgenessen brachte, fand er ihn zu seinem Schrecken tot in der Zelle. Er hatte sich mit dem Saum des Leintuches am Fenstergitter erhängt. Am folgenden Tag ging die Kunde durch unser Dorf:

«Gubler, der Brandstifter von Auslikon, hat alle Brandstiftungen bekannt und sich durch Erhängen selbst gerichtet.»

Alles atmete erleichtert auf. Der Bann des Unheimlichen fiel von den Leuten ab, und es kehrte wieder Ruhe und Ordnung ein in unser brandberüchtigtes Dörflein.

Mit einem Bleistift schrieb Gubler an die Mauer seiner Zelle: «Es ist gut, dass man den Brandstifter von Auslikon erwischt hat, sonst hätte ich noch manches Haus angezündet». Mit zitternder Hand (kaum mehr lesbar) schrieb er ein Lebewohl an seine Eltern und «Gott, sei ihm, dem armen Sünder, gnädig».

Durch den plötzlichen Tod von Gubler blieben die Brandstiftungen vom «Frohsinn» Auslikon, Jak. Bosshardt Unterbalm und Schöppli bis auf den heutigen Tag ungeklärt.

Gubler wurde geboren am 13. März 1879, starb also mit 22 Jahren. «Die Leiche Gublers ist ein fürchterlicher Anblick gewesen», erzählten die beiden Männer, welche den Toten einsargten. «Schwarz wie das verbrannte Vieh seines Vaters.»

Herr Wegmann, Fuhrhalter zum «Rössli» in Pfäffikon, führte die Leiche am 11. August mit dem Leichenwagen nach Zürich. Beim Bahnübergang in Dübendorf scheute das Pferd und warf den Wagen um. Dabei fiel die Leiche aus dem Sarg. Wegmann selber konnte sich durch Abspringen vom Wagen vor einem Unfall bewahren. Er forderte einen daherkommenden Landarbeiter auf, ihm beim Einpacken der Leiche zu helfen. Als der Mann den Toten sah, liess er mit einem Schrei sein Werkzeug fallen und rannte davon, was er nur Boden fand. Ja, die Leiche war ein fürchterlicher Anblick. Gesicht und Hände waren schwarzblau, die Augen weit geöffnet, und die Zunge hing aus dem Munde. Bahnwärter Attinger kam dem bedrängten Fuhrmann zu Hilfe und half ihm, das Gefährt wieder in Ordnung bringen. Beim Einspannen des Pferdes mussten sie feststellen, dass eine Lande gebrochen war. In einer Schmiede liess sie Wegmann flicken. Mit etwas mehr als einer Stunde Verspätung langte er beim Leichenhaus der Anatomie in Zürich an. Der Leichenwärter war schon heimgegangen, hatte aber den Schlüssel zum Leichenhaus

stecken lassen. Wegmann lud den Sarg vom Wagen und stellte ihn auf die oberste Stufe der steilen und langen Treppe.

Plötzlich machte das Pferd einige Schritte rückwärts und stiess dabei den Sarg die Treppe hinunter. Der Fuhrmann wurde bleich vor Schreck, denn der Sarg und die Leiche waren wieder getrennt. Er liess Leiche und Sarg liegen, schwang sich auf den Wagen und fuhr im Galopp zurück nach Pfäffikon. Nach einigen Tagen erhielt er von der Gesundheitsbehörde der Stadt Zürich eine Busse wegen nichtvorschriftsgemässem Abliefern der Leiche.

So endete der Brandstifter von Auslikon. Durch seine Brandstiftungen wurden wohl 18 Wohnhäuser und 17 Scheunen in Schutt und Asche gelegt.